

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 11 (1940)

Heft: 9

Artikel: Leitung - Personal - Pfleglinge : gegenseitige geistige und seelische Beziehungen

Autor: Gossauer, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leitung — Personal — Pfleglinge

von E. Gofbauer*)

Gegenseitige geistige und seelische Beziehungen,

Wer von uns zum erstenmal in ein Heim oder eine Anstalt tritt, wird von einem eigenartigen Gefühl erfaßt. Viele werden von der Vornehmheit und Gediegenheit der Eintrittshalle, der glänzenden Bodenbeläge, der Höhe und Weite der Räume stark beeindruckt. Ein merkwürdiges Minderwertigkeitsgefühl packt uns, wir werden klein und schüchtern und getrauen uns kaum aufzutreten. Zudem lesen wir im Krankenhaus noch die Bitte um Ruhe. Das alles erfüllt uns mit einer eigenartigen Empfindung, man geht so leise als möglich über die Gummi- oder Klinkerfliesen und mit einer gewissen Beklemmung sucht man das Gewünschte.

An einem andern Ort strömt uns ein widerlicher Arzneigeruch entgegen oder muffige Luft. Man sieht Menschen kommen und gehen und empfindet auch hier eine Beklemmung, man fühlt sich einsam und verloren in diesem unruhigen Betrieb.

An einem dritten Ort treten wir in ein Heim, aus dem leuchtende Kinderaugen und lustige Blumen grüßen, ein junges Mädchen oder ein munterer Knabe führt uns an den gewünschten Ort. Schon auf dem freien Platz vor dem Haus ist frohes Kinderleben, man sieht sich von jungen, werdenden Menschen umgeben. Eine innige Freude erfüllt uns, alle Bangigkeit ist verschwunden, die uns beim Eintritt ins Areal noch beschlich. Die eigene Jugendzeit mit ihrem Singen, Spielen und Lachen ist vor unserm innern Auge hingezaubert. Beinahe wehmütig summen wir plötzlich jene Worte aus der Oper „Zar und Zimmermann“: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“ Andere sind erfüllt von Rückerts Worten:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

An einem vierten Ort erkennt man schon beim Eintreten in den Garten eine strenge, peinliche Ordnung. Allem ist ein gewisser Despotismus aufgedrückt, der uns unfrei macht. Hart und steif geht's da zu. Jedes Ding ist peinlich genau am vorgeschriebenen Platz, jedes Gesicht, das uns begegnet, ist ernst, fast düster, kein frohes Lachen...nein, stramme Disziplin und Gemütsarmut sind hier zu sehen.

Unwillkürlich denke ich bei solchen Besuchen an die Chefvisite im Spital, wo alles wegen eines einzigen Mannes aufs äußerste reguliert wird, nichts darf fehlen, kaum eine Falte im Leintuch ist angängig, alles wird noch schnell glatt gestrichen, man hört beinahe den Atem des Nachbarn. Ein Aufatmen geht durch den Krankensaal, wenn die Visite vorbei ist. Glücklicherweise gibt es auch andere Chefs, die mit freundlich

lächelnder Miene das Zimmer betreten und da und dort ein aufmunterndes Wort für den Patienten haben. Man freut sich auf sein Kommen, es herrscht ein freundlich-menschlicher Ton bei dieser Visite.

Diese paar Skizzen geben uns einen Einblick in das Wesen und Treiben im Krankenhaus, im Alters- und Bürgerheim und im Kinderhaus. Das innere Leben zeichnet sich beim Eingang ab. Beim Durchschreiten der Haustüre weiß der Menschenkenner genau, was für ein Geist ihm da entgegentritt. Meist ist seine Prognose richtig... das innere Wesen entspricht meist dem äußern.

Wie verschieden doch die unzähligen Heime und Anstalten unseres Vaterlandes sind, sie zählen ja in die Tausende und erfüllen die verschiedensten Aufgaben. Vom einfachen Holzhaus mit seiner natürlichen Gemütlichkeit bis zum Privat-Kranken-Palast, in dem alles von Reichtum und hygienischer Gediegenheit strahlt. Ueberall geben gewisse Menschen den Ton an, überall lebt ein ganz bestimmter Hausgeist, der beinahe alles und alle durchdringt.

Geist. Welch herrliches Wort ist das, wieviel fassen diese fünf Buchstaben in sich! Schon im Johannes-Evangelium lesen wir das große Wort: „Der Geist ist's, der lebendig macht.“ Wie kann dieser Geist die Menschen beglücken, wenn er von einem gottbegnadeten Menschen ausgeht, der das Gute denkt, will und tut. Da wird's einem wohl in diesem Haus, alle sind erfüllt von guten Gedanken, die immer wieder von der Leitung ausgehen und lebendig machen. Wo der Geist gut ist, lebt überall frohes Wesen. Wo er aber streng, unbeugsam, hart und lieblos ist, da ist nicht gut sein, die Freude schleicht sich langsam aus den Räumen. Angst, Furcht, ja, Zittern durchweht ein solches Haus, die Disziplin ist aus Stahl, die Pflicht wird ohne innere Anteilnahme getan. Naturgemäß gibt es unzählige Variationen zwischen diesen geschilderten Geistern. Wer jahrelang unter einem freien, hohen und edeln Menschen arbeitet, wird selber ein glücklicher und freier Mensch; wer aber unter dem Druck eines Despoten steht, kann nie recht froh werden und wird mit der Zeit innerlich arm oder einsam, selten aber glücklich.

Wie kommt es doch auf den Geist der Leitung einer Anstalt an. Neulich schrieb mir eine ehemalige Schülerin der sozialen Frauenschule, die in einem außerkantonalen Heim als Gehilfin mit erzieherischen Aufgaben arbeitet: „Die Buben, zum Teil schwererziehbar, sind verschlossen und der Kontakt zwischen ihnen und den Hauseltern fehlt ganz und gar. Morgens und abends wird ihnen von der Hausmutter Andacht gehalten, d. h. der Zettel vom Kalender für das reformierte Schweizerhaus wird abgelesen. Die Buben haben von früh bis spät in der Landwirtschaft zu arbeiten mit einer Mittagspause bis ein Uhr. Schule hält der Hausvater nur im Winter und gelegentlich an Regentagen, ebenfalls

*) Vortrag gehalten am Fortbildungskurs des Schweiz. Vereins dipl. Hausbeamtinnen in der Haushaltungsschule Zürich. 9.—11. Sept. 1940.

von früh bis spät. Daß sie arbeiten lernen, ist ja gut, doch möchte man ihnen gern ein bißchen mehr Zeit gönnen, um einmal etwas Persönliches machen zu lassen. Ich habe angefangen, hie und da eine fröhliche Geschichte vorzulesen, was sie gern annehmen.

Wir sind zwei Gehilfinnen und eine Köchin. Auch für uns gibt es keine Freizeit, obwohl dies bei geschickter Einteilung des großen Haushaltes zu machen wäre. So wurde es hier von den jetzigen Hauseltern schon mehr als dreißig Jahre gehalten und ich finde einfach, daß dies geändert werden sollte. Bei einer Tagesarbeit von morgens $1\frac{1}{4}$ bis abends $8\frac{1}{2}$ Uhr wurde uns eine Mittagspause zugesprochen, welche die beiden andern Angestellten nicht zu halten wagen. Dafür sind sie stets müde und schaffen ohne Zufriedenheit. Trotzdem die Hausmutter deshalb immer viel Stellenwechsel hat, ändert sie das nicht. Es ginge ganz gut wegen der Arbeit, daß jedes neben einem freien Wochennachmittag auch am Sonntag frei machen könnte. Auf diese Weise bliebe man für seine Aufgabe frischer, die Zusammenarbeit wäre schön und nicht mühevoll. Die Erziehung ist hier keine wichtige Angelegenheit, der Hausvater ist nur in der Landwirtschaft ganz in seinem Element. Leider geht jedes der Hauseltern seinen eigenen Weg.“

Aus diesem Brief weht der Geist der Routine, der langsam zermüht und müde macht, der die innere Anteilnahme an der Arbeit abtötet und auch die Mitarbeiter in ein starres, mit den Jahren gewordenen System eingliedert, das ihnen die Arbeits- und Lebensfreude vermindert, immer ein bißchen mehr, bis entweder ein Stellenwechsel kommen muß oder die tägliche Routine sie auch beherrscht. Wer es wagt, dieses traditionelle System anzufechten, hat einen schweren Stand, es geht der Kampf eben gegen den gewordenen Hausgeist, der alles beherrscht.

Hier noch der Ausschnitt aus dem Brief aus einem Heim, in dem eine Frau die Leitung hat, die unter der Arbeitslast beinahe zusammenbricht, weil auch sie wenig Organisationstalent hat. Die stellvertretende Angestellte schreibt: „Die Oberschwester war zum Zusammenklappen müde und offenbar nicht immer Herr über die Arbeit; denn überall traf ich auf Unvollständigkeiten, die in Ordnung zu bringen oft recht bemüht war. Seit bald zwei Wochen weilt sie nun in ihren wohlverdienten Ferien, während ich mich ernsthaft bemühe, die Sache wenigstens im Gleichgewicht zu halten. Jetzt, wo ich mit der Arbeit allein bin, muß ich die Oberschwester aufrichtig bewundern, daß sie so lange ohne eine Hilfe auskam und fertig wurde. Jetzt kann ich gut begreifen, daß nicht immer alles klappen konnte; denn ich muß gestehen, daß ich trotz meiner jungen Jahre abends zum Umsinken müde bin. Oft habe ich bis nach neun Uhr zu tun und werktags konnte ich bis heute erst eine Stunde frei machen.“

Aus diesen beiden Briefausschnitten geht deutlich hervor, daß der Geist im Heim von der Leitung kommt. Möchten doch überall die Vorsteher, Verwalter und Direktoren nicht nur von ihrer persönlich zu leistenden Arbeit erfüllt sein,

sondern mit hellem Auge und teilnehmendem Verständnis auch die äußern und innern Bedürfnisse ihrer Untergebenen wahrnehmen; denn nur, wenn gegenseitiges Verstehen vorhanden ist, kann von allen Seiten gesegnete Arbeit geleistet werden.

Aber dennoch wollen wir die Arbeitsteilung nicht so normalisieren, wie sie in Amerika selbst in Kliniken durchgeführt ist. Der bekannte Direktor Andrea Majocchi des Ospedale Maggiore in Mailand schreibt darüber in seinem hochinteressanten und menschlich feinen Buch „Das Leben des Chirurgen“:

„Die Organisation und gewissenhafte Arbeitsteilung bildet die Grundlage jedes echt amerikanischen Unternehmens. Hotels, Spitäler, öffentliche Lokale und Warenhäuser sind nach einheitlichen Begriffen angelegt, in dem Bestreben, Reibungen und Kräftezersplitterung möglichst zu vermeiden; alles funktioniert nach dem gleichen System. Dieselben Arbeitsmethoden fand ich im „Rockefeller Institute for Medical Research“ in New York wie in der Lokomotivfabrik Baldwin in Philadelphia, in den „Stock Yards“, den Schlachthöfen von Chicago oder im S. Mary's Hospital von Rochester.

Das Sonderbarste ist, daß man dieses System auch auf die höchsten Zweige menschlicher Tätigkeit, etwa auf die Chirurgie, angewendet fand. Ein Beispiel dafür ist die Klinik der Brüder Mayo in Minnesota.

Die Mayo-Klinik galt damals als das Mekka des Chirurgen. Hier trafen sich alle Aerzte und Chirurgen Amerikas, hier wurden die schwierigsten Operationen durchgeführt, die verblüffendsten Statistiken angestellt. Die beiden Brüder Mayo leiteten die Anstalt, die sie aus dem Nichts geschaffen und nach dem Muster irgendeines industriellen Betriebes, einer amerikanischen Fabrik eingerichtet hatten. Der Patient, der auf der Mayo-Klinik behandelt werden sollte, hatte sich zunächst in den Offices, den Aufnahmebüros, vorzustellen, die aus zahlreichen Wartesalons, einer bestimmten Anzahl von Kanzleien und ebensovielen Sprechzimmern bestanden. In jedem dieser Sprechzimmer war ein Spezialist, der den Patienten nur vom Gesichtspunkt seines Spezialfaches aus untersuchte.

Der Patient begab sich zuerst in das Zentralbüro, wo er eine Ordnungsnummer erhielt. Nach einem kurzen Verhör wußte die „nurse“, um was für eine Krankheit es sich handelte, zumindest, welches Organ erkrankt war, so daß sie ihn dem entsprechenden Spezialisten zuweisen konnte. Dieser untersuchte ihn, ließ sich seine Beschwerden aufzählen und übergab ihn, wenn erforderlich, einem andern Facharzt, etwa dem Röntgenologen, dem Chemiker, dem Histologen, oder wenn es ihm schien, daß der Kranke einer Operation bedurfte, schickte er ihn zum Chirurgen, vielmehr zum Operateur. Dieser fand also den Patienten bereits auf dem Operationstisch, versehen mit einer fein säuberlich in allen Einzelheiten ausgeführten Diagnose und einer genauen, den Umständen angemessenen Operationsanweisung. Er brauchte nur das Messer in die Hand zu nehmen und zu schneiden; denn auch die

weitere Behandlung des Patienten fiel, ebenso wie die vorhergehende, nicht mehr in seinen Wirkungskreis.

Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß auch zur Bestimmung der anzuwendenden Operationstechnik jeder sein Spezialgebiet hatte. So erinnere ich mich, daß William Mayos Spezialität der Bauch, Charlie Mayos der Hals und der Kopf waren usw.

Durch diese fabelhafte, bis auf die unwahrscheinlichsten Einzelheiten ausgeklügelte Organisation und Arbeitsteilung war es den Brüdern Mayo gelungen, so unerhörte Resultate zu erzielen, wie sie ein einzelner Chirurg niemals erhalten konnte. Wenn man aber bedenkt, daß diese Aerzte ihr Leben lang sich immer mit einer und derselben Sache beschäftigten, daß es z. B. Narkotiseure gab, die nie etwas anderes taten, als den Patienten den Aether einzuflößen, dann fallen einem unwillkürlich jene Schlächter der Firma Armour in Chicago ein, die fortwährend nur Hörner oder Hufe oder Ohren abtrennen und die, so brave Menschen sie auch sein mögen, außer dem einen geschickten Handgriff nichts anderes können.

Das lateinische, „und fügen wir ruhig bei, auch das schweizerische“ Temperament lehnt sich gegen diese Einschränkungen des persönlichen Wirkungskreises auf. Wir bewundern das bewegliche, umfassende Genie eines Leonardo, eines Michelangelo, eines Pico della Mirandola, oder in der Medizin die aufbauenden großen Geister, die erhabenen Kliniker von reicher Allgemeinbildung, die die natürliche Anlage zu vielseitiger, genialer Tätigkeit besitzen.

Die Amerikaner und die Amerikanisierer werden mir Unrecht geben. Aber mein italienisches Temperament kann sich nicht dazu verstehen, die Einseitigkeit der Funktionen an sich als einen Fortschritt anzusehen gegenüber der Mannigfaltigkeit von fruchtbaren Institutionen, in denen sich die strahlende Genialität universeller Geister offenbart!“

Ich glaube, auch im Anstaltswesen darf nicht von der Leitung aus allzusehr normalisiert werden; denn wir haben es ja in allen Anstalten mit Menschen zu tun und da wollen wir vor allem aus die Mitarbeiter und Untergebenen als solche behandeln und in ihnen Brüder und Schwestern sehen, die nicht mechanisch ihre Pflicht tun, sondern bei allen Arbeiten eine gewisse Anteilnahme zeigen. Der höchste Wertmesser darf nicht nur die Arbeitsleistung sein. Wir Vorsteher und Leiter von Heimen haben auch darauf zu achten, das rein Menschliche zu entwickeln und das kann nur geschehen, wenn wir selber auf einer hohen Warte stehen. Je höher unsere Geisteswelt ist, um so mehr werden wir in dieser Beziehung auf unsere Angestellten einwirken und ihnen das Haus zum Heim machen. Es ist auch unsere Pflicht, die Seele der andern zu achten und ihnen auch in dieser Beziehung beizustehen, wenn es nötig ist. Unser Bestreben soll darauf gerichtet sein, den Untergebenen ein hübsches Zimmer mit einem gemütlichen Stuhl, ein rechtes Essen und einen anständigen Lohn zu geben.

Außerdem sorgen wir durch eine gute Organisation für genügend Freizeit durch Ablösung anderer und für Ferien, die, wenn immer möglich, außer der Anstalt verbracht werden sollen. Wenn wir von ihnen gewissenhafte, treue Arbeit fordern, gehen wir hierin mit gutem Beispiel voran und kümmern uns auch um ihre Gesundheit. Kommen sie in privater Angelegenheit zu uns, schenken wir ihnen die nötige Zeit und suchen ihnen in jeder Beziehung zu helfen. Haben wir ihnen gegenüber unrecht gehandelt, dann entschuldigen wir uns; denn ein Heim kann innerlich nur recht gedeihen, wenn ein guter Geist zwischen Leitung und Mitarbeitern herrscht. Wir wollen uns immer jenes Satzes in Oesers Ehezuchtbüchlein erinnern, wenn wir heftig werden wollen: „Sei größer als der Augenblick, sei immer größer als der Augenblick!“

Daß Leitung, Mitarbeiter und Pfleglinge eine gewisse Einheit bilden sollen, scheint mir sehr wichtig zu sein. Ist der Vorsteher mit den Angestellten in einem guten Verhältnis, dann wirkt sich das auch auf die Pfleglinge aus. Vor allem aus sollte unser Familienleben möglichst wenig Anlaß zu Kritik geben; denn solche Dinge reden sich sehr bald im Heim herum und die so notwendige Achtung vor der Leitung erleidet dadurch Abbruch. Sehen die Zöglinge das Gute durch alles Personal vorleben, dann wirkt das zur Nachahmung und die Leitung verliert dann merklich an Schwere und Mühsal. Gerade in schwierigen Lagen stehen dann die Mitarbeiter zur Vorsteherschaft und helfen dadurch schwere Situationen überwinden. Wer von uns an leitender Stellung in einem Heim arbeitet, Sorge für ein offenes, ehrliches Einvernehmen zwischen sich und den Mitarbeitern. Wir vergessen es nicht: „Der Geist ist's, der lebendig macht.“

Wir wollen nun einiges über das Personal sprechen. Wiederum mag ein Briefausschnitt uns einen Einblick in das Leben einer Angestellten geben. Eine ehemalige Schülerin, die sehr lernbegierig ist und ein feines Innenleben hat, schrieb mir letzthin:

„Ich bestrebe mich, mein bißchen Kraft in den Dienst des Asyls zu stellen. Eine sehr arbeitsreiche Zeit liegt hinter mir. Ach, ich bin ja so froh über die viele Arbeit, schon deswegen, damit mir nicht der Gedanke auftaucht, überflüssig und unnütz zu sein. Leider, leider hat aber die viele Arbeit einen Nachteil; denn ich entfremde mich mir selber innerlich und das ist nicht gut. Ich bin jemand, der immer von Zeit zu Zeit seine stillen Stunden haben sollte, um ein wenig in mich gehen zu können und das gibt's hier eben nicht. Bestimmt habe ich ja auch meine freie Zeit, die aber neben Flickereien noch langt zum Lesen der Zeitungen, Briefeschreiben und vielleicht noch zu einem Schwatz, der auch nicht unbedingt notwendig wäre, oder bei dem zum mindesten nichts herauschaut. Manchmal langt's noch zu meiner Lieblingsbeschäftigung, dem Lesen, oder zum Besuch eines Vortrags. Solche Gelegenheiten kommen allerdings selten und doch lassen sie einen für einige Stunden den Alltag mit allem Drum und Dran vergessen. Zum Sich-

sammeln sind aber auch diese nicht; denn meist steht man kurz nachher wieder in seiner Arbeit und darob schwindet das eben Gehörte aus dem Gedächtnis, um allem andern Platz zu machen. Und wenn man in einer stillen Minute liest oder hört, was außerhalb unserer Grenze alles vorgeht, erschauert man ob diesen Berichten. Es ist ja unglaublich, was die Menschen alles erleben müssen und überhaupt aushalten können. Kaum darf man sich noch freuen an einem schönen, sonnigen Tag, immer steht das Geschick unserer Brüder und Schwestern vor uns, und doch sind wir noch immer viel zu gleichgültig allem gegenüber. Wir leben selbstzufrieden und wohlgeborgen einen Tag wie den andern dahin, als ob alles gut wäre. — Solche Gedanken kommen oft, wenn ich an der Arbeit bin.“

Hier dürfen wir einen Blick in die Seele einer Mitarbeiterin tun. Sie leistet ihre Arbeit, aber die gegenwärtige schwere Zeit lastet auf ihr, sie kann sich nicht recht freuen. Eine bisweilige Aussprache mit einer Mitarbeiterin oder mit den Vorgesetzten könnte hier Wunder wirken. Unsere Seele darf nicht frieren, sonst leidet sie, schnürt sich zu, dann kann sie sich nicht entwickeln oder erblühen. Seele muß in jeder Anstalt sein, wenn die darin arbeitenden Menschen glücklich sein sollen. Seele muß das Primäre sein; denn ohne Seele sind wir arm. Seelische Armut in einer Anstalt ist gleichbedeutend wie unglücklich sein. Schaffen wir darum einen freundlichen Ton, der überall hinströmt. Liegt hinter diesem Ton eine wohlgesinnte, aufrichtige Menschen- und Nächstenliebe, dann wird allorts gedeihliche Arbeit getan. Wohl einem Haus, in dem ein edles, geistig-seelisches Band alle schaffenden Hände umschließt, da findet jedes eine verstehende Seele, bei der man sich aussprechen darf und wirklich ernst genommen wird. Wir sollten darum bei Neueintritten von Angestellten nicht ausschließlich auf Tüchtigkeit sehen, der Charakter muß immer berücksichtigt werden. Eine Gehilfin, eine Speisemeisterin, eine Gouvernante mit edlem Sinn und guten Charaktereigenschaften kann wie ein Wunder auf ihre Umgebung wirken, sie kann Streitigkeiten unter den Angestellten mit ein paar Worten schlichten, dort zu größerer Genauigkeit anregen und da einer bedrückten Seele aufhelfen. Von solchen Mitarbeitern strömt überall Wärme aus. Wo viele Angestellte zusammen arbeiten, können fortwährend Streitigkeiten unter einzelnen ausbrechen. Da liegt die große Gefahr zur Cliquenbildung. Das ist etwas vom Schädlichsten in einer Anstalt, wenn auf solche gehört wird, die an andern immer etwas auszusetzen haben. Da fehlt es am Charakter. Es ist darum zu wünschen, daß alljährlich ein paarmal Ausspracheabende durchgeführt werden. In der Schule veranstaltet man Elternabende, um über schwebende Probleme zwischen Eltern und Schule zu reden. So etwas sollte auch in den Heimen möglich sein. Ich hielt vierteljährlich mit meinem Zöglingen eine sog. Landsgemeinde ab, an der die vielen Hausämter auf Anregung der Kinder verteilt wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde eine freie Aussprache mit Kritikrecht angeschlos-

sen. Jedesmal wurde über irgendein Angestelltes oder die Leitung Klage oder Wunsch geführt und jedes von uns Erwachsenen hörte irgend einmal einen Vorwurf, an den man im täglichen Arbeiten und Wandern gar nicht gedacht hatte. Manchmal werden die Kinder zu Erziehern. Solche Ausspracheabende, die nicht häufig anzuordnen sind, könnten manchen Schatten über der Anstalt zerstreuen und dem wärmenden Sonnenstrahl des „Sichverstehens“ Einlaß gewähren. Wir haben genug Angestellte, die einer gewissen Nacherziehung bedürfen. Solche Abende könnten in dieser Beziehung segensreich wirken. Nur müßte eine Gehilfin oder höhere Angestellte über irgendein Thema der Anstalt eine kurze Einleitung bringen, damit die Diskussion nicht ins Uferlose verläuft. Ein Anfangs- und Schlußgesang würde auch äußerlich einen gemeinsamen Rahmen schaffen. Wir könnten oft staunen, wie tief und wie oberflächlich die einen und andern sinnen und denken. So könnten wir eine Gemeinschaft bilden zu Nutz und Frommen der Anstalt. Die hie und da veranstalteten Hausfeste genügen nicht in dieser Hinsicht; denn die unmittelbare Aussprache ist da nicht jedem möglich und gerade die ist wichtig. Da wächst das Verantwortlichkeitsgefühl. Wenn wir untereinander so weit sind, daß sich eines für das andere verantwortlich fühlt, dann ist der rechte, christliche Geist vorhanden. Ob diese Abende mit oder ohne die Leitung durchgeführt werden, ist eine Frage für sich und wird sich je nach der Einstellung dieser zum Personal so oder so lösen lassen.

Wir wissen auch, daß sog. „dicke Freundschaften“ unter den Angestellten nicht erwünscht sind; denn sie endigen meist in Streitigkeiten oder in der Lösung des Angestelltenverhältnisses.

Man hört heute so oft den Ausdruck: Minderwertigkeitsgefühl. Viele Angestellte glauben, daß nur sie von solchen verfolgt seien. Das ist eine Täuschung. Ich glaube kaum, daß es einen einzigen Leiter einer Anstalt gibt, der nicht unter solchen Gefühlen zu leiden hätte, selbst dann, wenn er als Herrenmensch auftritt und scheinbar auf die andern niederschaut. Wer sie genauer kennt, merkt wohl, wie auch in diesen Menschen Hemmungen vorkommen, die sich in einem herablassenden Ton kundtun. Wie mancher Chef hat schon seine Untergebenen „angesungen“, weil er durch einen Mißerfolg Minderwertigkeitsgefühle empfand und diese nach der Auffassung des Wiener Psychologen Adler sich in einem Geltungstrieb Luft machen. Wer von Ihnen eine feine Beobachtungsgabe besitzt, kann dergleichen erkennen und wird ein milderer Urteil fällen als andere, die immer nur sich selbst als Zentrum ansehen und so empfindlich sind, daß sie gleich in Zort geraten, wenn ein Mitmensch anderer Meinung ist. Aus diesem Grund ist eine Selbstprüfung in stiller Feierabendstunde notwendig. Wir haben sie nötig, um uns gegenüber nicht fremd zu werden. Schaffen wir an unserm Ort keine Kluften und Distanzen mit den andern; sie werden tiefer und breiter und bringen uns viel heimlichen Kummer.

Wo ein Vertrauensverhältnis zwischen allem

Personal besteht, herrscht eine natürliche Autorität, die zum Gedeihen des Ganzen notwendig ist. Aber diese Autorität muß selbstverständlich sein. Trotzdem zwischen Leitung und Personal eine Koordination besteht, d. h. daß das letztere nicht unter, sondern neben ihr steht, besteht dennoch eine Autorität, ist doch die geistige Ueberlegenheit vorhanden. Die Angestellten schauen zum Hausvater, Verwalter oder Direktor auf, sie fühlen sich unter seiner sichern Leitung glücklich, bewahren aber immer den nötigen Takt im Verkehr. Nur in speziellen persönlichen Fällen gelangen sie an ihn, um seinen Rat einzuholen. Achtung und Liebe sind die Eckpfeiler in einer solchen Anstalt. Achtung sollten auch die Angestellten unter sich haben; aber sie muß durch treue Arbeitsleistung verdient werden. Auf diese Art entsteht eine natürliche Hausordnung, die gar nicht erst gedruckt werden muß, sie ist lebendig im Haus und wird als selbstverständliche Regel gehalten. Da braucht es weder Paragraphen noch Artikel. Jedes kann sich in einer solchen Umgebung glücklich fühlen.

Wer in einer Anstalt arbeiten will, muß imstande sein, sein Eigenleben in den Hintergrund zu stellen. Ausgesprochen egoistische Menschen eignen sich nicht zu diesem Dienst. Hier gilt es für andere arbeiten und sorgen, das Ich kommt erst in zweiter Linie. Unsere Arbeit ist wie die Arbeit der Familienmutter: Dienst für die andern. Wer nicht einen innern Zug zum Kollektivismus spürt, sollte nicht in eine Anstalt eintreten. Hier ist nur ein Zusammenleben möglich, Sonderlinge unter den Angestellten werden auf die Dauer unmöglich, man muß sich einfügen, um dem Ganzen zu dienen. Es ist auch nicht gut, wenn jedes nur genau die ihm zugeteilte Arbeit verrichtet. Beim Sonnen der Betten, bei der großen Hausreinigung, beim Einkochen und Sterilisieren der Gemüse und Früchte, bei der Vorbereitung auf Hausfeste müssen alle einander helfen. Bei frohem Gesang z. B. Obst zum Sterilisieren rüsten, ist ein kleines Fest, da ist munteres, frohes Schaffen.

Jedes von uns hat sein Temperament, sein Naturell und seine bestimmte Begabung, die nach oben begrenzt ist. Es ist unsere Pflicht, unsere Mitarbeiter zu studieren, ihr Seelenleben etwas kennenzulernen, um zu raten und zu helfen. Wir tragen unsere Fehler, unser Erbgut auch mit uns und stoßen damit andere ab. Falsch ist die Einstellung: „Ich bin nun einmal so, das läßt sich nicht ändern. Ihr müßt halt mit mir fertig werden, laßt mich nur machen und sorgt euch für eure Sachen.“ Wer entschlossen ist, sich nicht einzugliedern, soll der Anstalt fern bleiben. Anstaltsleute müssen verträglich sein, wenn man den fortwährenden Streitigkeiten aus dem Wege gehen will. Wir müssen es machen wie der Bildhauer, der aus dem unbehauenen Stein ein Meisterwerk schafft. Er braucht alle seine Sinne und einen festen Glauben an sein Werk. Jedes von uns muß an sich selber modellieren, die Kanten und Ecken abschleifen, so daß zuletzt auch ein bescheidenes Werk aus uns wird. Wir benötigen einen großen Glauben an den Sieg des Guten in der Anstalt

und bei uns selbst. Das weist uns hin auf den großen Künstler, der aus uns etwas Rechtes schaffen will. Dieser mächtige Geist muß uns leiten und helfen, wenn wir müde und matt werden oder einen falschen Weg gehen. Er sieht in jedem von uns das Kunstwerk, das er schaffen möchte. Vielleicht ist's nur ein bescheidenes, eins unter vielen, das macht nichts, es ist schließlich doch ein Kunstwerk, das andere erfreuen kann. Möge es am Ende unseres Tagewerkes heißen: „Es hat sich doch gelohnt!“ Dann gehen wir einmal in jede große Galerie, vielleicht kommen wir in eine Ecke, das tut nichts, wir sind durchs Leben geführt worden und haben unser bescheidenes Ziel erreicht.

Mit diesen Gedanken kommen wir zu jenem Punkt, an dem so vieles scheitert. Viele betrachten sich selbst als eine Gottheit und glauben, auf eine göttliche Führung verzichten zu können. Andere triefen beinahe von Religion und haben immer einen Bibelvers bereit. Wieder andere gehen still ihren Weg, reden selten über religiöse Dinge und besuchen auch die Kirche nicht jeden Sonntag. Aber in ihrem Innern ist ein stilles Leuchten und wenn eine Mitarbeiterin ein gutes Wort nötig hat, fühlt sie's und gibt einen milden Trost, ohne Aufhebens zu machen, so ganz selbstverständlich. Das sind jene Naturen, die für die andern immer Zeit haben, wenn sie ihrer bedürfen. Diese jammern auch nicht allzu sehr unter den heutigen Verhältnissen, sie wissen, das sind große Uebergänge in der Menschheitsgeschichte — zuletzt muß doch das Gute den Sieg davontragen. Das sind die Angestellten, die Jesu Wort in Tat und Wahrheit umsetzen: „Richtet nicht!“ Nicht daß sie die Fehler an den andern nicht bemerkten, oder das Weh der Gegenwart nicht mitempfänden; sie tragen dieses stille Leuchten in sich, das weist ihnen den richtigen Weg — sie haben die Perle gefunden und tragen ihr Sorge.

Die religiöse Frage spielt in allen Anstalten eine Rolle. Ein großer Theologe unserer Tage hat das Wort geprägt: „Jeder zeige nach außen soviel Religion, als er in sich hat.“ Wir wollen diesen Rat befolgen und die Religion in der täglichen Arbeit zur Auswirkung bringen. Sammeln wir in stillen Abend- und Sonntagsstunden aus guten Büchern, in der Predigt, in der Musik oder in einem Konzert neue Kräfte. Es gibt genug Anstaltsleute, die ihr Testament jeden Morgen vor der Arbeit aufschlagen, einen Spruch lesen und diesen als Tagesmotto mit sich tragen. Sorgen wir für diese paar Minuten, sie sind nötig. Wie wir unsern Körper täglich pflegen und durch ein paar Turnübungen elastisch erhalten, wie wir durch einige gut ausgewählte Atemübungen die innere Ruhe herstellen, so sollen wir auch täglich einige Augenblicke für unsere Seele finden, auch sie fordert ihr Recht. Wer seine eigene Seele weder frieren noch hungern läßt, hat auch Verständnis für das Seelenleben des Mitmenschen und wird ihm in Bedrängnis helfen können. Man spricht soviel vom Landigeist, von Hilfsbereitschaft — üben wir das in unserer nächsten Umgebung, dann wirkt das sicher und segensreich.

„Zeit haben!“ Auch beim strengen Tagewerk! Das ist notwendig, Zeit haben für den Nächsten, auch das ist nötig. Wichtig ist der taktvolle Verkehr mit den einzelnen. Kämpfen wir alle gegen die Angeberei in den Heimen. Solchem Geschwätz soll weder die Leitung noch das Personal Gehör schenken. Wir betrachten unsere Umgebung mit offenen Augen, legen Hand an das Unkraut, ohne viel Worte zu machen.

Noch etwas müssen wir berühren, das wir schon angetönt haben. Ich meine die Freizeit. Sie ist nach dem Mittagessen, am Abend nach 8 Uhr und am Sonntag nötig. Wenn wir auch nicht jeden Sonntag feiern und jeden Tag die Mittagspause von einer Stunde genau innehalten können, so sollte doch immer dafür gesorgt werden, eine längere Pause zu machen. Ebenso stehen wir für den freien Wochennachmittag ein. Unser Personal zieht es vor, jede Woche einen freien Mittag zu haben anstatt alle 14 Tage einen ganzen Tag. Das wird da und dort am besten nach den Wünschen des Personals geregelt. Der freie Nachmittag soll abends unbegrenzt sein. Nur in besonderen Fällen soll eine Zeit zur Rückkehr angesetzt werden. Wer unser Vertrauen mißbraucht, soll darauf aufmerksam gemacht werden. Lieber einer guten Arbeitskraft künden, der wir unser Vertrauen entziehen müssen, als sich fortwährend ärgern.

Mir scheint es wichtig zu sein, daß unsere Hausangestellten viel unter andere Menschen kommen, damit sie nicht einseitig werden. In jeder Anstalt besteht diese Gefahr, weil man eben immer um die gleichen Menschen ist. Jeder Angestellte sollte die Möglichkeit haben, oft in eine befreundete Familie gehen zu können; denn der kleine Verband hat dem großen viel Intimität voraus, die das Familienleben erst recht schön macht. Wenn wir die Freitage außerhalb des Heims verbringen, sehen wir wieder andere Gesichter, hören andere Meinungen und können in aller Ruhe beim Essen bleiben und nach Tisch noch gemütlich plaudern. Die Gefahr ist groß, mit den Jahren in einem Anstaltsbetrieb zu verknöchern. Wer nicht verknöchern will, muß sich bewegen. Notwendig ist auch der Sport, Ski- und Velofahren, Bergsteigen, Rudern und Wandern. Bewegung außerhalb der Anstaltsmauern ist für jedes ein dringliches Gebot.

Notwendig sind auch treue Freundschaften. Wer sich einem Freund gegenüber offen aussprechen kann, hat dadurch einen Helfer, der ihm die tägliche Last tragen hilft. Vieles drückt uns, wir tragen es mit uns herum. Wohl uns, wenn wir darüber mit einem befreundeten Menschen reden können. Es gibt auch Freundschaften im Heim, doch diese sind nicht immer ohne gewissen Einfluß auf die Mitarbeiter. Mißgunst und Neid spielen oft unangenehm mit.

Am ärmsten sind die Angestellten, die zu den „Verschupften“ gehören. Wieviel einsame Stunden verleben sie, wieviel herbe Tränen netzen ihre Augen! Wer von Ihnen solche Mitarbeiter kennt, soll sich ihrer etwas annehmen; denn auch sie haben Sonne nötig und sollen nicht wie Schattenpflanzen ihr Dasein fristen. Was könnten die

Zimmer unseres Personals alles erzählen, wenn sie reden könnten!

Wie sollen wir uns verhalten, wenn wir an der Leitung Mängel sehen, die behoben werden sollten? Aus dem zuerst vorgelesenen Briefausschnitt haben wir vernommen, wie z. B. die Erziehung in dem erwähnten Erziehungsheim als Nebensache betrachtet wird. Da ist es wohl Pflicht der Gehilfin, zu gegebener Zeit ein Gespräch mit den Hauseltern einzufädeln und auf diese Erscheinungen aufmerksam zu machen. Ebenso muß sie versuchen, trotz aller Widerstände, eine geordnete Freizeit für alle einzuführen, damit aus dem unzufriedenen ein frohes Schaffen werde! Immer sachte und leise, mit Takt und Vorsicht, dann schmilzt das Eis und eines Tages wird das Gewünschte in Erfüllung gehen. Was falsch ist, muß gerügt werden, was ungerecht ist, muß geändert werden. Das Ziel muß immer der Fortschritt des Heims sein, in dem Menschen wohnen, die irgendwie vom Schicksal hart angepackt wurden und allein nicht weiter leben können.

Leitung und Personal muß die Devise immer hoch halten: „Das Haus, in dem ich arbeite, ist für die Pfléglinge, nicht für mich gebaut worden!“ Mit der Routine langjähriger Angestellter schleicht sich leise der Gedanke ein, daß wir doch an der Spitze stehen und wir das treibende Element seien, die andern, vor allem aus die Pfléglinge, haben sich nach uns zu richten. Ja, die Pfléglinge, die uns so zu schaffen machen, unsere Tage oft mit ernststen Sorgen füllen und unsere Arbeit ganz unrichtig taxieren, die uns auch einmal hintergehen. Jeder Mitarbeiter kann sein Liedlein singen. Trotzdem sind wir nur ihretwillen da. Sie müssen wir erziehen, hegen, pflegen, für ihr seelisches und leibliches Wohl sorgen, ohne auf Dank zu rechnen. Wenn wir z. B. an die Reklamationen in bezug auf die Ernährung denken. Es wird kaum eine Mahlzeit geben, die nicht wohlwollend oder gehässig kritisiert wird.

Und dennoch darf das Küchenpersonal nicht müde werden, gutes und schmackhaftes Essen herzustellen. So viel Undank, so viel Dank!

Wenn es nötig ist, müssen wir die Pfléglinge mutig in Schutz nehmen. Das gehört auch zu unserer Aufgabe. Oft müssen wir sie gegen unwahre Gerüchte verteidigen. Alle Pfléglinge fordern in der Behandlung Gerechtigkeit. Wir alle sind gegen Ungerechtigkeiten sehr empfindlich. Setzen wir uns in jedem Heim für das Recht ein, wo immer es angegriffen wird. Jedes Angestellte sollte mit gewissen beruflichen Kenntnissen gegenüber den Pfléglingen ausgerüstet sein. Wie die Krankenschwester für ihren schweren Beruf gut vorbereitet wird, die Erzieherin etwas von Erziehung, Pädagogik und Psychologie weiß und die Hausbeamten für die Führung der gesamten Hauswirtschaft vorgebildet ist, so sollte auch die Schneiderin, Lingère, Wärterin und das Küchenpersonal etwas von Erziehung, Krankenpflege und Menschenkenntnis verstehen; denn auch diese Mitarbeiterinnen kommen mit den Pfléglingen zusammen und beeinflussen sie.

Besonderes Verstehen erfordern die Seelisch-Kranken, die Alten und Kinder, die eine schwere Jugendzeit hinter sich haben. Viele Angestellte haben schon oft einem solchen Pflegling gute Ratschläge erteilt, ihn getröstet, ja, sind ihm schon zum Wegweiser geworden. Ueberall sucht dieser im Haus die helfende Hand. Oberster Grundsatz muß das Verstehen sein. Wahr ist es, wir haben neben prächtigen Pfleglingen auch solche, die uns leidwerken, wo sie können, Unwahrheiten über uns aussagen, um uns zu schaden. So schwer es uns wird, wir müssen auch diese Armen verstehen, ja, nach unseres großen Meisters Wort lieben, sagt er doch: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut Gutes denen, die euch beleidigen!“ In allen Anstalten haben wir reichlich Gelegenheit, diesen hohen christlichen Grundsatz in die Tat umzusetzen.

Es gibt Zeiten, in denen viele unserer Pfleglinge anders sind als sonst. Der Einfluß des Vollmondes wirkt sich bei vielen Menschen eigenartig aus. Ja, auch die Sonne beeinträchtigt unser Wesen. Die Gegenwart zeigt auf dem Sonnenball Veränderungen, die uns alle irgendwie berühren. Fritz Kahn schreibt in seinem neuesten Werk: „Der Mensch gesund und krank“ von den Sonnenfleckenstrahlen (Bd. I, pag. 13) folgendes, das uns hier interessiert:

„Die Sonne besitzt eine Innentemperatur von 40 Millionen Grad. Bei dieser Hitze ist die Schwingung der Elektronen so stark, daß sie mit Lichtgeschwindigkeit davonschießen. Aber die Sonne ist von einem so dichten Nebel schwerer Gase umhüllt, daß weder Elektronen noch Strahlen diese Gasschicht durchdringen. Indessen erfolgen zuweilen im Innern der Sonne Explosionen, welche die Hülle zerreißen und durch die Krateröffnungen, die so groß sind, daß in ihnen die Erde mit samt dem Mond wie ein Stein verschwinden könnten, lodern die ausgestoßenen Massen als Sonnenfackeln, Protuberanzen hervor. Diese Krater sehen wir als „Sonnenflecken“, und sie strahlen Elektronen und kurze Aetherwellen vom Charakter kurzer Röntgenstrahlen aus. Befindet sich die Erde gerade im Schußfeld eines solchen Schlundes, dann prasselt ein ganzes Bombardement von Strahlen und Elektronen auf unsern Planeten nieder. Die Elektronen werden von den magnetischen Polen angezogen und erzeugen bei ihrem Einflug in die Atmosphäre die Polarlichter. Diese Elektronenschwärme bringen die ganze Elektrostatik des Erdballs in Unordnung und es treten magnetische Gewitter auf, die Meßinstrumente weichen ab, der Radioempfang ist schlecht. Schlechtwettercyclone wirbeln über die Länder, Gewitter und Hagelschläge erfolgen. Die Tiere werden unruhig, die Hühner legen schlecht, die Milch wird sauer und im Nervenzentrum des Menschen machen sich ähnliche Störungen bemerkbar wie in den Apparaten der Physiker. Die Menschen werden reizbar, die Adern verkrampfen sich, die Krankheits- und Sterbeziffern steigen. Wer weiß, ob nicht viele Ehen, die schon brüchig waren, gerade an solchen Tagen auseinanderbrechen, durch einen dummen Streit, der ohne die Flecken auf der Sonnen-

kugel gut überstanden worden wäre? Wer will sagen, wie viel Verhandlungen sich zerschlagen haben, nur, weil gerade in der Stunde der Konferenz die Elektronen der Sonne besonders heftig auf die Köpfe der Parteien niederhagelten? Vielleicht hat mancher Kandidat, der sich sehr wohl vorbereitet hatte, nur darum seine Prüfung nicht bestanden, weil sich gerade an diesem Morgen auf dem Sonnenball in 150 Millionen Kilometern Entfernung ein Kraterschlund öffnete und ihn in der Stunde der Prüfung derart mit Elektronen bombardierte, daß die säuberlich geordneten Schwingungen seiner Denkkzellen in Unordnung gerieten?“

So weit Fritz Kahn. Wir können noch einen Schritt weiter gehen und bemerken, wie in solchen Zeiten in der Küche viel Geschirr zerbricht, wie viele Angestellte und Pfleglinge von Kopfschmerzen geplagt sind und wie viele Zöglinge schlechte Schularbeiten und Hausaufgaben machen und andere beim leisesten Vorwurf weinen.

Kahns Ausführungen mahnen zu vorsichtigem Urteil, wenn etwas schief geht. Im laufenden Jahr sind viele solche Protuberanzen zu beobachten, wir werden alle von diesen riesigen Störungen mehr oder weniger ergriffen, wahrscheinlich hängen damit auch die großen Weltgeschehnisse zusammen, die soviel Kummer und Not verbreiten.

Wie auch junge Gehilfinnen recht tief mit Pfleglingen empfinden, mögen Sie aus folgendem Briefausschnitt erkennen:

„Mein größtes Bedauern gilt immer den Unheilbaren, die mit klarem Verstand den Zerfall ihres Leibes und der Kräfte miterleben müssen. Es muß wohl sein, daß ich eine Schwäche für solche Fälle habe; denn die andern, Schwestern wie Personal, sind wohl mehr oder weniger ergriffen von den Leiden der Pfleglinge, aber sie kommen darüber hinweg, was ja gut ist; denn sonst könnten sie kaum ihre Arbeit weiter verrichten, da es bei diesen Armen unendlich viel zu leiden gibt.

Mich aber beschäftigt und verfolgt solches Tag und Nacht und muß ich immer grübeln über das „Warum?“ Warum ein Mensch in seinem kurzen Erdenleben soviel ausstehen muß. Da ist der eine, er hat nun ausgelitten und liegt in der Leichenkammer. Auf dem Arzzeugnis steht „Zungenkrebs“. Er stand Ende der Vierzigerjahre, war ehemals Buchhalter, geschieden, Vater eines in Paris lebenden Sohnes, den er innig liebte. Früher war der Verstorbene Alkoholiker. Beides schien mir in einem Zusammenhang zu stehen, die Ehe und der Alkohol. Hier war er sehr anständig, höflich zuvorkommend, man konnte nichts Nachteiliges über ihn sagen. Er sprach mangelhaft deutsch, ich noch mangelhafter französisch, wir verstanden uns trotzdem gut. Ich hätte weinen mögen, wenn er schloß: „Aber was wollen Sie, ich bin ja doch verloren und kaputt.“ Der Anstaltspfarrer erklärte, er könne nichts mit ihm anfangen, er habe gesagt, er glaube nichts — da gab der Geistliche seine Bemühungen auf.

Der Unterkiefer des Patienten wurde zerfressen, narkotische Mittel linderten die Schmerzen einigermaßen, bannten sie aber nie ganz. Am Abend

stand er auf und setzte sich ganz allein in den Korridor bis 12 oder 1 Uhr. Um die Schmerzen zu lindern, verbrannte er eine Zigarette nach der andern. Wenn ich mein Zimmer aufsuchte, mußte ich an ihm vorbei. Oft blieb ich einen Augenblick bei ihm stehen und wünschte ihm eine gute Nacht. Er nahm zusehend ab. Eines Abends saß er nicht mehr auf seinem Stühlchen im Korridor. Andern-tags ließ er mich rufen, das Sprechen machte ihm große Mühe. Er bat mich, einigen seiner Verwandten zu schreiben und ihnen für alles zu danken und einen letzten Gruß zu senden. Dann verteilte er seine Habseligkeiten noch. — Auch mir dankte er — dann öffnete er die Nachttisch-schublade, um mir die Adresse seines Sohnes zu geben. Da erblickte ich zuoberst ein kleines Testament. Ich war im Innersten ergriffen von dem Schicksal dieses einen Lebens und in der gleichen Nacht starb er. Er liegt so friedlich im Sarg, als ob er in der größten Harmonie mit Gott und den Menschen gestorben wäre.

Ich meldete den Todesfall dem Pfarrer, der erklärte, daß er ihn an diesem Tag besuchen wollte. Dieses Thema beschäftigt mich sehr oft, ich muß über die Art nachdenken, wie die Men-schen über einander richten. Ich kann es nicht verstandesmäßig erklären, ich fühle nur, wie wir damit sündigen. Haben wir das Recht, einen Men-schen zu verdammen, wenn er scheinbar nichts glaubt? Wissen wir, wie es in seinem Innern aus-sieht und was ihn ins Verderben führte? Und wenn eines nicht über Gott sprechen will, viel-leicht weil es viel Enttäuschungen erlebte, dür-fen wir dann sagen: Er glaubt nichts? Hatte dieser Patient wohl sein Testament zuoberst im Nachttisch, weil er es nie brauchte? Und hätte er wohl dem Tod ruhig ins Auge sehen können ohne Gott?“

Aus diesen ergreifenden Schilderungen einer Gehilfin, die ihren Beruf sehr ernst nimmt, er-fahren Sie hier Tatsachen und hören Fragen, die Sie vielleicht auch schon beschäftigt haben. Die letzten Fragen beschäftigen uns alle. Wohl uns, wenn wir darüber nachdenken und die Verbin-dung mit Gott jeden Tag aufs neue pflegen, damit stärken wir die Menschenliebe und fühlen die Berufung zu unserer täglichen Arbeit.

Hat nicht Faust recht, wenn er zu Gretchen spricht:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaube ihn?
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?“

Dieses tiefste Gefühl muß uns erfassen bei der Freude, um sie ganz und rein zu empfinden, aber auch im Leid, es mutig zu tragen. So schaffen wir das rechte Verhältnis zwischen Leitung, Per-sonal und Pflöglingen.

In der Psychologie des Alltags erfassen wir den Nächsten und verarbeiten das Erlebte in

stiller Stunde, so weitet sich der Blick und wir handeln dann nach dem Wort des Apostels Pau-lus: „Prüfet alles und das Gute behaltet.“ Vieles bleibt uns verborgen, grübeln wir nicht darnach, gehen wir mutig in den kommenden Tag und freuen wir uns am Schönen, das uns immer wie-der vor Augen kommt. Halten wir es mit jener Hausbeamtin, die mir letzthin schrieb: „Ich möchte so gern hier in diesen Räumen, wo viel Elend verborgen ist, immer fröhlich und guter Laune sein und mein Wunsch ist es, wirklich jedem etwas zu sein, den Pflöglingen wie den Angestellten; denn auch von diesen hätten es einige nötig, eine andere Lebensauffassung zu bekommen und etwas mehr in das pulsierende Leben hineingezogen zu werden. Die Anstalts-wände sind leider gar dick und erschweren den Kontakt mit der Außenwelt.“

Zum Schluß möchte ich Ihnen die Zusammen-fassung des Gehörten in einer gekürzten Er-zählung aus dem Büchlein „Der Eremit“ von Ebba Pauli geben:

An der Pforte des Paradieses.

Der Todesengel führte eine Seele in den Raum empor und setzte sie behutsam und still an der Pforte des Paradieses nieder. Der Engel, der die Pforte bewachte, blickte ernst und prüfend auf die Menschenseele und fragte: „Was hast du getan während deiner Lebenszeit? Welche Werke leben fort nach dir?“ Da begann die Seele zu zittern und antwortete flüsternd: „Ich weiß nicht recht, was ich getan habe während meiner Le-benszeit. Und Werke — Werke leben sicherlich gar keine fort nach mir auf Erden.“ Und die Seele stand schüchtern und still da, den Blick zu Boden gesenkt.

Aber aus dem Innern des Paradieses kamen andere Menschenseelen. Alle erkannten sie wie-der und hießen sie willkommen. Eine nahm sie an der Hand und sagte zum Engel: „Engel, wir kennen alle diese Seele. Sie gehörte zu uns, ehe sie hierher kam.“

Der Engel beugte sich hinaus zu der Pforte des Paradieses und lauschte hinab zur Erde. Da stieg aus der Wohnung, welche die Seele ver-lassen hatte, ein gedämpftes und stilles Weinen empor. Die Hinterlassenen sprachen miteinander über die Abgeschiedene. „Sie hat uns alle lieb gehabt, sie hat uns so viel geschenkt mit ihrem stillen Verstehen. Sie hatte immer Zeit. Wer wird jetzt Zeit haben? Sie hat so viel gegeben — nun wird ihr gegeben werden. Wir sind arm geworden, seit sie nimmer bei uns ist.“

Es gingen einige an der Wohnung vorbei und schenkten ihrem Andenken einen guten Gedan-ken. „Du warst immer freundlich gegen mich“, sagte der eine. „Du hast mein Kind lieb gehabt, Gott vergelte dir's!“ meinte ein anderer. „Deine Worte waren niemals böse und bitter“, sagte ein Dritter. „Ich habe dich nicht so gut gekannt“, sagte ein Vierter, „aber du hast mir Gutes ge-wünscht!“

Der Engel fragte die andern Seelen: „Ist niemand da, der Böses denkt von dieser Seele?“ Das Echo gab ein klares, deutliches „Niemand“ zurück. Und sein Antlitz war schön und licht:

„Niemand hat dich verdammt“, sagte er, „auch Gott verdammt dich nicht! Gehe hier ein in Frieden!“

Und er trat zur Seite und die Seelen, welche die Neuangekommene abgeholt, gingen fort mit ihr — hinein in den blühenden Garten des Paradieses.“

Möge das Urteil unserer Nächsten einst ähnlich lauten wie über diese Seele — dann haben wir unsere Pflicht erfüllt.

Wasserreinigung Von Jacques Tobler (Luzern)

Zweck.

Die Beschaffenheit des Wassers und die Art seiner Verunreinigungen ist sozusagen überall verschieden und hängt ab von den geologischen Verhältnissen des Bodens und durch die in die Gewässer getragenen Verunreinigungen.

Wenn man von der industriellen und gewerblichen Verwendung des Wassers absieht, so kommen im allgemeinen nur Wässer in Betracht, die durch die Wasserversorgungen der Städte und Gemeinden der Bevölkerung in einem hygienisch einwandfreien Zustand geliefert werden. Das schweizerische Lebensmittelgesetz schreibt diejenigen Bedingungen vor, welche an einem Wasser erfüllt sein müssen, das dem Genusse der Menschen zugeführt wird.

Diese Vorschriften berücksichtigen indessen die chemischen Wasserverhältnisse nicht, auf Grund derer nennenswerte Störungen im Wasserversorgungsgebiet und den Hausinstallationen auftreten können, z. B. durch

1. Kalkausfall oder damit im Zusammenhange stehenden Verkrustungen und Verkalkungen der Boiler und Warmwasserleitungen, Heizkesseln und sonstigen Wärmeaustausch-Apparaten, oder
2. Schäden durch Korrosionen, Angriffen durch Ueberschuß an Kohlensäure, Sauerstoff und andern gelösten Gasen, die sich durch frühzeitiges Verrosten, Lochfraß, rotes Wasser etc. äußerst unangenehm bemerkbar machen können.
3. Dem übermäßigen Seifenverbrauch und dem frühzeitigen Verschleiß der Faserstoffe, welche durch die Behandlung der Wäsche mit hartem Wasser eintreten, oder
4. die verhältnismäßig hohen Betriebskosten, am Unterhalt der Anlage und Mehraufwand an Heizstoffen, welche durch Rost und Belag an wärmetechnischen Apparaten und Kesseln bedingt werden.

Es soll daher in erster Linie die Frage aufgeworfen und beantwortet werden.

Wann ist eine Wasseraufbereitung notwendig?

Das Idealwasser wäre ein solches, bei dem Kalk und Kohlensäure im Gleichgewicht stehen. Das Gleichgewicht eines Wassers ist festgelegt durch die wissenschaftlichen Arbeiten von Prof. Tillmann. Bei einem Wasser, das im Gleichgewicht steht, bleibt der Kalk in Lösung und die Kohlensäure an Kalk gebunden. Unter diesen Verhältnissen fällt der Kalk nicht aus, gibt keinen Wasserstein, andererseits ist in diesem Zustande die Kohlensäure vollständig harmlos.

In diesem Sinne wollen wir Aufbauarbeit tun, jedes nach seiner Art, das eine mit großer Fröhlichkeit und frohem Optimismus, das andere voll stillen Glaubens, das dritte voll Zuversicht auf eine neue, bessere Zukunft; alle aber in der Hingabe der besten und tiefsten Kräfte, die in uns wohnen.

Solche Wasser sind sehr selten. Aber selbst wenn solche in der Natur in diesem Zustande vereinzelt vorkommen, so kann das Gleichgewicht gestört werden.

Durch Erwärmung spalten sich die Bikarbonate in Monokarbonate und freie Kohlensäure. Der Kalk fällt aus und setzt sich in Boiler und Leitungen fest. Die Kohlensäure wirkt sich aggressiv aus und kann speziell in rückläufigen Temperaturläufen, z. B. Zirkulationsleitungen, sich sehr korrosiv auswirken.

Es kann daher auch bei einem Gleichgewichtswasser, je nach seinem Verwendungszweck, speziell in Warmwasser und Heizungsanlagen eine Wasseraufbereitung notwendig sein.

Wenn das Wasser von Natur aus aggressiv ist, d. h. einen Ueberschuß an freier Kohlensäure besitzt, so ergeben sich keine Kalkbeläge und kein Wasserstein, wohl aber Korrosionen, Lochfraß in Boiler und Leitungen, Heizkessel und Warmwasseranlagen. Die Verheerungen bei diesen Wässern sind um so größer und gehen um so schneller vor sich, je mehr Sauerstoff im Wasser vorhanden ist.

Boiler und Leitungen, welche Rostpusteln, Rostknollen und ganze Wucherungen von Rost besitzen, die sich soweit entwickeln können, daß sich das Wasser rotbraun verfärbt und eisenhaltig wird, sind unfehlbar kohlensäure- und sauerstoffreiche Wässer.

Bei derartigem Wasser kann eine Korrektur nur durch eine Desaktivierung des Wassers, Entsäuerung, d. h. durch eine Bindung der Kohlensäure und des Sauerstoffes, oder beides zusammen erreicht werden.

Das Problem von der Seite der Materialwahl her zu lösen, ist nur bedingt möglich.

Eine besonders gute Verzinkung kann die Schäden auf eine kürzere Frist verzögern, aber niemals verhindern. Ähnlich verhält sich die Sache bei andern Metallen, wie z. B. Kupfer, wobei besonders bei größeren Anlagen durch das Vorhandensein von Kupfer, Zink und Eisen Verhältnisse geschaffen werden, die direkt zur Zerstörung des einen oder andern Werkstoffes führen müssen. Mit der Verwendung solcher Metalle muß man daher sehr vorsichtig sein, wenn man nicht gewaltige Ueberraschungen erleben will.

Bei Kleinapparaturen, wie Kleinboiler und Warmwasserapparate aller Art, ist die Frage durch die Wahl edler Metalle wie chromlegierte Stähle ohne Bedenken zu lösen. Ganze Installationen und Anlagen können aber nur durch eine geeignete Korrektur des Wassers vor frühzeitiger Zerstörung bewahrt werden.